



**Evangelische Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen**

Information Nr. 100 Stuttgart II/1987

Studentenbewegung – Psychoszene – Bhagwan

Der Lebensbericht einer jungen Frau
mit einer zeitgeschichtlichen Betrachtung
aus soziologischer und theologischer Sicht

von Dora Helling und Gottfried Küenzlen

INHALT

Vorwort von Hansjörg Hemminger	2
Studentenbewegung – Psychoszene – Bhagwan im Lebensbericht einer jungen Frau – von Dora Helling	3
Die rote Utopie – Der Weg nach innen – Im Banne des Guru – von Gottfried Küenzlen	12

Vorwort

Frau Dora Helling schrieb den folgenden Lebensbericht für die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen auf meine Bitte hin. Der Niederschrift war eine Reihe von Gesprächen zwischen uns vorausgegangen, in denen gegenseitiges Vertrauen hatte entstehen können. Wir sind dankbar dafür, daß Frau Helling – auch aufgrund des gewachsenen Vertrauens – den Schmerz und die Mühe auf sich genommen hat, ihre Erfahrungen für uns und für die Leser dieser Schrift zugänglich zu machen. Allerdings wollte sie sich und ihre Angehörigen schützen, indem sie sich ein Pseudonym wählte und indem alle direkten Hinweise auf ihre Identität im Text verändert wurden. Auch der Name und der Ort des Instituts, in dem sie sich während ihres „Psycho-Trips“ aufhielt, werden verschwiegen. Dieses Institut hat seine problematischen Seiten, gehört jedoch nicht zu den negativen Exponenten der sogenannten Psychoszene. Daher wäre es ungerechtfertigt gewesen, die Kritik an den psychologischen Heilsversprechen gerade hier namentlich aufzuhängen. Der Bhagwan-Bewegung gegenüber, der Frau Helling sich später anschloß, gelten solche Bedenken allerdings nicht.

Es erschien uns gut, den Lebensbericht Dora Hellings mit einigen zeitgeschichtlichen Erläuterungen zu versehen, nicht weil er nicht für sich selber spräche, sondern weil sich von ihm aus die Linien ziehen lassen, an denen entlang sich die Kultur der Bundesrepublik in den letzten zwei Jahrzehnten entwickelte. Diese Aufgabe hat Gottfried Küenzlen übernommen, der sich als Referent der EZW mit den säkularen gesellschaftlichen Strömungen beschäftigt, besonders insoweit sie religiöse Züge annehmen. Wir wünschen dem Bericht Dora Hellings mit den erläuternden Worten Gottfried Küenzlens eine klärende und vielleicht sogar (darf man es wagen?) eine hilfreiche Wirkung für diejenigen, die von den Mächten der Zeitgeschichte ähnlich betroffen wurden wie Frau Helling. Denjenigen, die am Rand der Ereignisse blieben, von denen Dora Hellings Leben wie das Leben vieler anderer zentral erschüttert wurde, wünschen wir eine vertiefte Sicht der Dinge, ein geschärftes Unterscheiden und einen Weg zum mitfühlenden Verstehen.

Hansjörg Hemminger

Dora Helling

Studentenbewegung, Psychoszene, Bhagwan im Lebensbericht einer jungen Frau

Ich bin heute 36 Jahre alt. Ich bin hineingeboren in eine Geschichte, die mir aufgetragen ist, die ich mit meinem Sein trage. Sie hat mir den Reichtum des Seins, aber auch Schweres aufgebürdet. Ich denke und glaube, daß es nicht stimmt, daß die Zeit heilt. Das Unbewältigte bleibt auf uns lasten, unverändert, solange keine Hilfe und Lösung da ist. In meiner Familie gibt es viel unbewältigtes Schicksal. Mein Vater trägt schwer an Problemen, die ihm Angehörige bereitet; die Eltern und Geschwister meiner Mutter erlebten sehr viel Unglückliches.

Wir waren mehrere Geschwister. Es gab Streit zwischen den Eltern, und wir Kinder wurden geschlagen. Mit 11 Jahren machte ich meinen ersten Selbstmordversuch. So sehr schämte ich mich für unsere Familie. Wir Kinder hätten so gerne mehr Zuwendung und bessere Kleider gewollt. Ich hatte oft Selbstmordgedanken, fühlte mich erdrückt von der seelischen Last meiner Mutter. Meine Schwester rannte auch mal weg, das hätte ich mich nie getraut. Kindergarten – Grundschule – Gymnasium – Konfirmandenunterricht – Tanzschule – Studium – ich war immer Außenseiterin und Beobachterin, stand einsam daneben.

Mit praktischer Arbeit hatte ich wahnsinnige Schwierigkeiten. Meine Schwester war Mamas rechte Hand, ich hatte nie von etwas Ahnung. Ich verlor mich in den einzelnen Dingen, ich wurde nicht „fertig“. In der Schule war es anders. Erste Klasse: „Die Schülerin erzählt eifrig und gut.“ In manchen Dingen fiel meine Begabung auf, im Gymnasium in Sprachen und Geschichte. Malen und Sport waren wie ein Schock, das konnte ich nicht. Konzentriert arbeiten konnte ich meist auch nicht, da saß ich oft stundenlang und las. Das meiste fiel mir überraschend zu. Im Rückblick sehe ich: Eine geistige, seelische, geistliche Begabung im Kind, die da war und nicht gefördert, begleitet, behütet und liebend genährt wurde, lag in mir brach. Sie durfte nicht wachsen wie mein Leib, wie die Zahl durchlebter Jahre. Ist das das Schicksal vieler? Innere Einsamkeit war die Folge und ein Leiden, äußerlich unbegründbar, das Menschlichkeit und Unmenschlichkeit durch den Leib hindurch spürbar macht.

Im Gymnasium wurde mir ein anderer Lebensansatz, ein geistiger Zugang zum Leben vermittelt. Schon die Sprachen zeigten mir fremde Lebenseigenarten. Ich habe gewiß manchen guten Unterricht erhalten, aber die Jahre, die vielen Stunden des Unglücklichseins, sind nicht ausgelöscht. Ich sehe viele, wohl 20 Lehrer vor mir, die sich alle bemühten. Manche mußten doch auch wahrnehmen, spüren, was für ein armer Tropf da saß. Und manche waren's selbst. Es gab eine Art Erbarmen, ein „Warum bist Du hier?“ Wegen jenem bißchen unterschiedlicher Begabung war man in sogenannte „Fächer“ aufgesplittert. Was weiterführte war Materie, Sache, Fach, Stoff. Wo blieb der Mensch, sein Ganzsein? Wo gab es Verbindung, wo Mittragen? Das hätte nicht in eine spezifische Ecke „Religion“ verbannt sein dürfen.

Die Fremdheit, das brave Bringen, was verlangt wird, ohne zu wissen, was dies alles mit mir zu tun hat, nahm ich mit in die nächste Lebensetappe: Studium. Ich wußte eigentlich nicht, was ich werden sollte oder wollte. Ich war vom Gymnasium zur Studienreife geführt worden, Reife-Zeugnis. Töpferin, Pfarrer, Lehrer waren meine einzigen

kindlichen Wünsche gewesen. Ich hatte Scheu vor der „großen Welt“ Universität, dem detaillierten Fachstudium, der größeren Absolutheit, der studentischen Freiheit. Ich wählte die Pädagogische Hochschule, sie entsprach eher meiner Herkunft, und ich konnte weiter bei meiner Familie wohnen. Ich wollte mit dem Studium mehr bei den Menschen bleiben, die Nöte haben, weniger fach- und leistungsorientiert sein.

Ich fing 1968 zu studieren an. Da war die Anonymität der Hochschule, überfüllte Seminare. Wärme fehlte und Zeit, sich zu finden. Es gab gewiß freundliche Worte der Professoren, an Hunderte gerichtet, große Worte großer Professoren. Erreicht haben sie mich nicht. Da war die Faszination der „Freiheit“, der geistigen Freiheit: Man kann alles denken; Denkausweitung, Kreativität, war das Modewort angepaßter Professoren innerhalb ihres Fachs. Denkfreiheit statt wirklicher Freiheit, Problemlösung durch Diskussion, durch Reden, durch Denken. Auch das bedeutete Verkürzung des gesamtheitlichen Seins. Alles Hergebrachte wurde in Frage gestellt, alles. Ehe, Familie, Arbeit waren Unterstützung einer korrupten kapitalistischen Gesellschaftsform. Der Denkansatz war fruchtbar, aber wie das Zerdachte neu zusammensetzen, ohne auf Traditionen zurückzugreifen? Wo blieb das ganz schlichte Recht des Lebens? Motorisierung, Kapitalismus, Technik, Massenmedien, Machtstrukturen, Anonymität, Vereinsamung, Ausbeutung, Vergiftung, Reizüberflutung. Ich sehe die Anonymität der Gebäude, der Hörsäle, der Unterrichtenden, der Kommilitonen in der Mensa. Sie waren selbst verloren in den großen gedanklichen Aufbrüchen und Umbrüchen.

Dann fiel mir das kommunistische Rot der Studentenvertreter auf. In deren Schreien war für mich Persönliches. Massenversammlungen, Demonstrationen, natürlich gegen „Unrecht“. Natürlich mußte man sich aus moralischen Gründen beteiligen. Halfas, Seminar umfunktionieren, diskutieren – ich war dabei. Es ging aber immer „gescheiter“ zu, als ich es war. Also Mund, Augen und Ohren aufgesperrt und ein möglichst „gescheites“ Gesicht gemacht und ... „solidarisch“ getan. Ich spürte, daß da ein Funke war, daß da etwas brannte. So fand mein Unbehagen den roten Weltverbesserungskanal der 68er. Das Studium wurde für mich die (letzte) Chance zu Neuem, zum Aufbruch, zum Ausbruch. Auf diesem neuen Boden suchte ich Gleichgesinnte, eine Freundschaft, eine kleine Gruppierung, in der das Erlebte und Privates beredet werden konnten. „Endlich“ lasen wir gemeinsam die linken Berliner Schriften, bildeten uns Meinungen, waren uns auf linkem Boden einig, versuchten unsere Lebensbedingungen zu ändern, um ganz dem linken Lebensbild zu entsprechen. Zum tieferen Eindringen, wo es auch mystisch wurde, gehörte Hasch dazu. Mir hat es nicht geschmeckt.

Der Auszug zu Hause wurde unumgänglich. Es war eine Falschheit zwischen den zwei Welten, zu Hause und im Studium, die ich nicht wollte. Nicht mehr beobachtet sein, nicht mehr Rechenschaft ablegen müssen ... Mein Umzug geschah behütet von den Eltern, nur heimlich konnte ich trampeln. Da zeigte sich das unschuldige Lieben meiner Eltern, wie ich es heute erkennen kann. Zwar konnten sie mir keinerlei geistige Hilfe geben, und doch gaben sie mir mehr, ihre Liebe und ihre Freude an mir. Ich hatte nicht gewußt, daß der Umzug mich in neue, noch größere Anonymität werfen würde. Ich wußte nicht, wie viele Verluste dann die Zweierbeziehung zu meinem späteren Mann zur Folge hatte. Die Beziehung zur „neuen Familie“ meines Mannes brachte Heimweh, mir unverständlich. Meine Eltern dachten, ich käme nach einem Semester zurück. Aber daran war von mir aus nicht mehr zu denken. Dann kam der Kirchenaustritt: Kirche als Mitspielerin, stillschweigende Unterstützerin, als scheinheilige Mitträgerin des korrupten Gesellschaftssystems.

Zuerst mußte gegessen, gewohnt und geschafft sein, und dann „Gruppe“ (zum Beispiel Frauengruppe). Das bedeutete große intellektuelle Ansprüche an die eigene Umstrukturierung, aber machen mußte man es doch selbst. Zum Beispiel Gleichberechtigung: Man scheiterte an Unwissenheit, an den ganz anderen Beweggründen der eigentlichen Partner, Mann, Eltern, Schwester. Ich lebte vom Gesprächsuchen, das Verstandensein suchen, „Gleiche“ suchen und dem aus Liebe zum Menschen Wirkenmüssen. Es ging nicht, als erwachsener, denkfähiger, verantwortungsfähiger Mensch von dem Horror (Südafrika) zu hören und nicht wirken, ändern zu müssen, zu sollen, zu wollen. Es geht auch heute nicht, gleichgültig den nächsten Artikel mit Sport zu konsumieren. (Ich frage mich, wie sind andere Menschen strukturiert, daß sie das können?) Ich merke jetzt aber viel mehr das Eingebundensein in ein Gesellschaftsgefüge. Ich „arbeite“, so gut ich kann, an meinem Platz. Ich wäre ja bereit, dulgend aufzubauen, über Jahre, um mit meinem Leben anderen ihr Recht auf Leben zu gewähren. Auch meine Kinder brauchen mich. Aber es sind Kluften, die ich ihnen weiter überliefere, weitergebe. Wie kann man konstruktiv wirken, ohne anderes kaputt zu machen und zu zerstören?

Die Weltverbesserung der Linken war ein erfrischender, doch im Keim erstickter Aufbruch. Eine absurde Sackgasse für die „Wachen“, die nicht bereit waren zum Mitschwimmen: Als Überbleibsel erwiesen sich Drogen, die Terrorszene. Meine Betätigungsfelder waren Gewerkschaftsarbeit, SDS, Chilenische Asylantenbetreuung, Frauengruppe, Amnesty International, später neben meinem Beruf her. Innerlich stand ich vor der Situation: Wenn ich konsequent denke, wenn ich hinschaue, und wenn dem Denken Handeln folgt, dann laufe ich Amok aus politischen Motiven. Das Sehen der gesellschaftlichen Widersprüche und gleichzeitig das Sehen meiner Ohnmacht, der Ohnmacht des einzelnen, der Ohnmacht der Sehenden, der sogenannten Gesellschaftsveränderer, das fand in mir keinen konstruktiven Weg, wohin ich auch dachte, suchte, mühte. Ich fand keine Einwirkungsmöglichkeiten, keine Umformungsmöglichkeiten ohne Korruption, Stagnation, Resignation.

Meine Ideen waren ohne Grundlage, auch ohne Kanalisierungsmöglichkeit, ohne Wachstumsmöglichkeit. Die Hoffnung, mit jedem zusammen quasi Konstruktives als Zelle aufbauen zu können, stieß an Sprach- und Kommunikationsbarrieren in den Gruppen. Die Ideen konnten nicht konstruktiv wachsen, durch die Integration von Gedanken und einen zähen, kontinuierlichen Arbeitseinsatz. Das Durchhaltevermögen über Jahre fehlte mir. In meiner Scheu hatte ich mich auch in keiner Gruppe heimisch fühlen gelernt. Die Arbeit war ein bürokratisches Sich-Verlieren, ein Aufgeriebenwerden in Kleinkram. Die Rollenerwartung, die Utopie, konnte nicht erfüllt werden. Es war ein sich selbst und den anderen Bekämpfen. Geborgenheit? Hinterfragen? Diskutieren? Unzufriedenheit. Man blieb eingespannt in die Denksysteme anderer, in die der Schule, der Eltern, der Gesellschaft. Man lehnte ihre Denksysteme ab und blieb gleichzeitig darin eingespannt. Diese Kopflastigkeit war mir eine Verkürzung, in der ich nie Boden finden konnte. Sie war mir gleichzeitig auch eine Chance.

Die Angst vor dem Amok-Absurd ließ schließlich mein Inneres ins Blickfeld rücken; ich machte eine Kehrtwendung ins Innere. „Tu was für dich. Fang bei dir selbst an. Ändere dich, nicht die Welt.“ Ich wollte in meinem eigenen Inneren putzen, klären, reinigen. Ich nahm einen Beruf auf und heiratete. Zwei Jahre später kam ein Kind, das war meine glücklichste Zeit. Ich bewältigte alles: Haushalt, Beruf, Fortbildung. Mein Mann verliebte sich in eine andere. Da begann für mich ein Schleppen durch den Tag. Ein zweites Kind kam zur Welt, eine qualvolle Zeit. Was immer ich noch an Kraft hatte, gab ich nach innen, dem werdenden Kind. Es war sein erstes Lebensjahr über

krank. Ich kam in Kontakt mit einem psychotherapeutischen Institut, das mir als das beste Deutschlands geschildert worden war. In ihm sollten die gesellschaftlichen und persönlichen Fäden zusammenlaufen und in rechter Weise freigesetzt werden. Für die Einsichten, die ich dort erworben habe, bin ich dankbar. Doch erst heute kann ich mir ein kritisches Verstehen des damals Erlebten aufbauen.

Als ich zum ersten Mal zu Besuch im Institut war, wurde ich vom leitenden Therapeuten umarmt. Ich erlebte es als etwas Großartiges und Einzigartiges. Er teilte in dieser Umarmung all sein tiefes, weites, reiches Menschsein, seine großartige Lebenserfahrung mit mir. Ich selbst war damals eine junge Frau mit einem einjährigen Kind und einem Ehemann mit einer jungen Geliebten. Wie muß dieses Glücksgefühl auf mich gewirkt haben! Wie oft bin ich wieder im Institut gewesen und habe eine Wiederholung jener Umarmung erwartet, die gar nicht mehr stattfinden konnte. Ich besuchte die „Bibelstunde“ dieses Instituts und erlebte den Leiter sehr stark als Wahrheitsverkünder. Wie viele Sehnsüchte wurden angesprochen, die ich alle gut und richtig fand, zum Beispiel Vater und Mutter anzufassen, zu umarmen. Ich habe sehr lange gebraucht, um mich in ganz anderer Weise von meinen Eltern geliebt zu wissen. Heute denke ich, daß die im Institut verkündete Wahrheit eine Wahrheit von außen war, daß ich eine eigene Geschichte habe und darum auch eine eigene, spezifische „Wahrheit.“

Meine erste Casriel-Samstagmorgen-Großgruppe im Institut: Ich wollte meine Eheschwierigkeiten und Arbeitsprobleme angehen. Es war mein erstes „Schreien“. So klar das Fühlen war, auch die einsetzende Glückseligkeit, um 12 Uhr hieß es aufstehen, heim zu Kindern und Haus. Was fing ich mit diesem Erleben an? Die Selbsthilfegruppe EA war für mich eher zugänglich. EA ist eine anonyme Selbsthilfegruppe von Menschen mit emotionalen Problemen. Die Gruppe verspricht, daß man mit Hilfe von Lebensregeln „gesund“ mit dem eigenen Inneren umgehen könne. Selbstzeugnisse wie „ich habe zum Leben gefunden“ sprachen mich an und weckten Erwartungen in mir. Als ich zum ersten Mal eine EA-Gruppe besuchte, staunte ich als eher Intellektuelle, daß eine Gruppe mit so einfachen Aussagen bestritten werden konnte wie „mir geht es gut“, „mir geht es heute nicht gut“. Ich durfte einfach da sein, ohne daß jemand etwas von mir wollte. Es ging nicht um eine Sache. Man mußte sich nicht konzentrieren, nicht beschneiden. Die Ernsthaftigkeit der Mitglieder sagte „es geht um mich“, „es geht um mein Leben“. Es fehlte das Versteckte, willentlich Gemogelte, das machte eine klärende, starke Gemeinschaft.

Die EA-Regel „wir diskutieren nicht“ half mir und bedeutete für mich: Ich muß auf niemand eingehen, ich kann mich auf mein Inneres konzentrieren, es muß nicht um Großes, Weltbewegendes gehen. Nicht der Kopf, nicht andere Menschen, nicht eine Sache stehen im Vordergrund. „Go round“: Jeder darf sich in zwangloser Weise einbringen (d. h. per Regel, weil es alle tun, hat man sich mindestens einmal beteiligt). Bei mir klappte es am besten ohne jedes Wollen. Von allein redete ich mich im Lauf des Abends frei. Man durfte sich alles vom Herzen schwätzen, es war egal, was. Ich war immer selbst erstaunt, was ich alles auf dem Herzen gehabt hatte, und hatte das Gefühl, ungeahnten Druck loszuwerden. Die „Selbstzeugnisse“, weil aus eigener Erfahrung und authentisch, machen Lebensweisheiten annehmbar. Ich erhielt den so dringlich gesuchten Lebenszugang zu mir selbst. Mein Ich, meine Seele bekamen ihr Recht, ihre Zeit, ihren Raum. Alle Ängste durften geäußert werden und wurden häufig dadurch nichtig. In mir wurden tiefere, harmonische Kräfte frei.

Es hat mich in die Gruppe gesogen. Sie setzte ein Gruppengefühl voraus, verlangte es, jedenfalls wirkte es auf mich so. Die Gruppe ist mir Partner geworden, jedoch ohne mein Wollen, ohne daß ich es wußte, ohne daß es mir bewußt war. Viele Wochenenden habe ich meine zwei kleinen Kinder allein gelassen, weil es ja meinetwegen sein mußte. Ich war „Gruppenfreak“ geworden. In Gruppen fühlte ich mich zu Hause, dort durfte sich meine Seele entfalten. Wenn das nicht gelang, war es Ansporn, noch viel mehr „für mich“ tun zu müssen. Mein Alltag war dadurch ausgehöhlt, gemessen am Gruppenerleben konnte er nicht mithalten. So hatten sich neue, viel tiefere Widersprüche aufgetan, die emotional und existentiell an mir zehrten, und zwar da, wo ich versucht hatte, die vorigen Widersprüche zu ergründen. Es war ein Widerspruch, das vermeintlich wirkliche Leben gefunden zu haben, das sich mir innerhalb der Gruppen bot und das mit allem außen herum, mit meinen Pflichten und Gegebenheiten nicht zusammenpaßte. Die großen Worte, großen Erwartungen, die schönen Menschen blendeten mich und ließen mein eigenes, winziges Pflänzlein meinen Augen entschwinden.

Als mein Mann die Familie wieder verlassen wollte, wollte ich mit den Kindern aus dem Leben gehen. Ich fühlte, ich könnte mit den beiden Kindern nicht zurechtkommen. Es waren doch nicht „meine“ Kinder, sondern entstanden zwischen zwei Menschen, aus Liebe. Als ich „endlich“ den stationären Aufenthalt in dem Institut erreicht hatte, fand vor dem Therapeutenteam, im „Olymp“, die diagnostische Vorstellungsrunde statt, unter lauter netten, lieben jungen Therapeuten, angenehm und schön. Vor ihnen stellte der Leiter mir mit einem Satz die Diagnose: Du bist freßsüchtig.

Das thronende Verdonnern des Chefs hat mich zerschmettert. Ich schreibe das zum ersten Mal. Es ist noch heute alles unverarbeitet in mir, ich weiß auch nicht, ob ich das schreiben darf. Ist dieses Schreiben nicht bloß häßlicher Spiegel meines häßlichen Innern, das noch immer nicht bereit ist zum „surrender“? Habe ich nicht entscheidende Lebensumbrüche und Anstöße dort in diesem Institut erfahren? Ich muß doch zumindest für das Erhaltene dankbar sein, darf denen nicht in den Rücken fallen. Aber es bleibt: Seine „Wahrheit“ war für meine damalige Verfassung nicht eine gereichte Hand, sondern es wirkte auf mich wie ein Strafgericht, wie eine Verurteilung, und zwar da, wo ich sehr viel an hoffnungsfroher Erwartung investiert hatte, endlich leben zu lernen. Nach der Lesart des Instituts war ich diagnostiziert als in meiner ganzen Existenz süchtig, gleichbedeutend mit siech und krank. Die Krankheit galt als familienbedingt, als Seelenmangel, sie bestimmte alles.

Aber das Institut bot mir als einer Entwurzelten Heimat. (Das Wort ist dort auch häufig zu hören.) Ich hatte Familienbände mutwillig zerschnitten, ohne Ersatz. Mein tradiertes, gefühlsmäßiges Gebundensein in der evangelischen Kirche hatte ich willentlich zerstört. Da war der Menschenreichtum: 60 bis 100 Menschen im Institut, die alle „gleich“ waren. Zum ersten Mal war ungestörter Kontakt möglich, ohne Schranken von Anstand und Etikette. Ärzte, Pfarrer, Menschen aller Schichten gleich erreichbar und nicht einer speziellen Situation angepaßt. Ich erlebte es als lebendigen Austausch, als Klarheit und Direktheit in der Kommunikation. Ich wollte den Alltag, die Arbeit, alles erleben und genießen. Ich wollte meinen Lebensraum erweitern, gerade die finsternen Stellen in mir erhellen, „aus Scheiße Kompost machen“ (Zitat aus dem Institut). Ehrlichkeit, sich sein Leben „nehmen“ dürfen, wurde propagiert. Man solle die Bedürfnisse fühlen und sie dann verwirklichen.

Daß man zu den Therapeuten Du sagen und sie mit Vornamen anreden durfte, hat mir die tatsächliche Situation erschwert und verschleierte. Ich habe mich während meiner ganzen

Institutszeit gewunden und nach jenem Punkt gesucht, um den es dort ging: dem „surrender“. All die Lebensweisheiten, Einsichten, Sprüche über das wahre Leben und die Dankbarkeit der vielen um mich herum, die zu diesem wahren Leben gefunden hatten, führten mich in immer tiefere Verwirrung, die mich in Suizidnähe brachte. Ich konnte mit diesen spirituellen Wahrheiten nicht umgehen. Sie hatten keinen Platz in der äußeren Welt (Kinder, Hochhauswohnung, Beruf, Familie) und gleichzeitig lebte in diesem Inneren: Begeisterung, Spontaneität, Vitalität, „sein dürfen wie ich bin“, und Anerkennung, Zuwendung erhalten, wie das im geschützten Feld einer Gruppe möglich ist. Am letzten Tag im Institut „sah“ ich. Ich war wie in einer anderen Welt und „wußte“ alles. Nur das Verlassen des Hauses „sah“ ich als Tod, als Verlassen der Seelenheimat.

Nach der Trennung von meinem Mann, ein Instituts-Seminar in einem Tagungshaus: Die seelische Arbeit, Menschen, die seelische Offenheit erlebte ich als freier, klarer, glücklicher. In der völligen Klarheit, die ich spürte, wollte ich nicht zurück zu meinen Kindern, meinen Eltern. Ich wollte mich direkt vom Leben führen lassen, immer dahin, wo es gerade stimmt. Das Stimmen, das Lebendige, das suchte ich da, wo ich handeln und machen kann, daß alles andere lebendig wird, wo auch meine Fehler zum Guten werden. Diese Haltung war zu meiner eigentlichen Wirklichkeit geworden. Und sie fand einen neuen Boden in der Gruppe jener tiefrot Gekleideten, mit einer Holzkette, die alle soo nett waren! Verstehen ohne Worte, all das „Lästige“ (Umwelt, Materie, Bindungen) und so etwas wie Pflichten ablegen, abschütteln dürfen, statt dessen „pures Sein“ und „wirklich erleben“. All das lag ausgebreitet vor mir, hautnah zum Greifen, nicht irgendwelche verbale Visionen. Und dahinter verführerische weitere Versprechungen einer mich anziehenden Utopie.

Es folgt eine halbjährige Arbeit zum Aufbau eines Centers und eine Bruchlandung schon nach 10 Tagen, die ich nicht wahrhaben wollte oder konnte. Ich hatte materielle, psychische, logische und kommunikative Probleme, war aber handlungsunfähig, da in dem System verfangen. Als Sannyasin war ich auch freßsüchtig. Bei Bhagwan war das o.k. wie alles, man müsse „durch“. Ich fing an, mich mit Süßigkeiten vollzustopfen und sie danach so gut es ging wieder auszuspucken. Bin's nimmer losgeworden. Als ich Oregon wieder verlassen mußte, kam es mir vor wie Deportation, denn dort ging es mir gut. In den Sannyasin-Gruppen erlebte ich die Extremität, die menschliches Empfinden haben kann. Noch im nachhinein ist mir, als sei dabei die letzte Faser meiner Nerven herausgeholt worden, ohne einen neuen Ort zu finden, ohne behütet und „gebettet“ zu werden.

Ich machte eine Gruppe bei Teertha: „Change Faces“. Mich bewegen und verändern, meine Lebenswildheit. Boing, das war's. Bei einer guten Therapeutin faßte ich gegen Schluß der Gruppe Mut und wollte sexuelle Probleme ansprechen ... Du und Probleme, sagte sie und wollte nichts davon wissen. Sie bedankte sich dafür, mich in ihrer Nähe haben zu dürfen. Alle 60 Teilnehmer waren auf mich gerichtet, es war, als sei außer Licht und Frieden und Liebe sonst nichts mehr im Raum. „She only wants to love.“ So ging's auch bei Sudha, einer Schwarzen. Ganz zum Schluß der Gruppe mußten wir einen Menschen suchen, den wir ablehnten, und ihm dann alle Ablehnung ausdrücken: „Ich hasse dich, weil du häßlich bist, weil du starr bist, weil du einsam bist ...“ Dann mußten wir das auf uns selbst beziehen: „Ich lehne mich selbst ab, weil ...“ Und dann: „Share love, all the love you can.“ Streicheln und Zärtlichkeit ohne Sprache, danach war ich bei einem dicken, sinnlichen Mann, bis die Frau sagte: „Prüfe, ob du wirklich dem die Liebe gibst, dem du willst.“ Da war ich schnell weg und bei Sudha, die meine Liebe, all meine ungestüme Kraft annahm. Als ich sie dann

verließ und ich sah: „Der guckt ... soll ich zu dem? Soll ich allein ...?“ da brach das „I love all“ durch. Es brach richtig aus mir los, ich brüllte, umringt von einer Menschentraube: „I love all“. Ja, das war's.

Dehypno bei Santosh: Einmal in der Kundalini war Bhagwan in mich eingezogen. Sein Oberkörper in mir, so nahm ich es wahr. Es war ein echtes Erfolgserlebnis für mich. Das Gefühl war wie Samt, ein Empfinden großer Intensität. Immer kam der Gedanke: „Was soll ich tun, mich bewegen oder nicht? Im Gehen hätte ich keine Schuhe unter den Füßen haben können, es war Schweben. Durch Essen ging das Gefühl natürlich weg. Als wir nach Oregon reinfuhren, als die Vegetation anfang, wurde ich plötzlich ganz weit. Ich wurde die Gräser und Büsche und Hügel ... so wie an heißen Tagen eine Lichtschicht über dem Land liegt. Ich war so weit weg von den Menschen. Wir stiegen aus dem Bus. Ich konnte mir nicht mehr vorstellen, daß ich in den Bus hineinpassen sollte. Ich aß Schokoladentorte, dann ging das Gefühl vorbei. Gyan Ananto war mein Name, unendliche Weisheit. In meinem Fühlen habe ich ihn als das empfunden, was ich schon immer gewesen sei.

Jetzt habe ich geschrieben, als sei ich noch Sannyasin. In Wirklichkeit vollbrachte ich die stolze Leistung, mich und meine beiden Kinder quasi blind weiterzuschleppen, immer daran herumbeißen, woran an mir es liegt. Verzweifelt habe ich mich im Meditieren zu ändern gesucht. Wie oft habe ich mir die Stirn auf den Boden geschlagen, weil doch dieser ...kopf schuld daran sein mußte. Wie immer möglich, habe ich an dem vielfältigen Gruppenangebot teilgenommen, immer in der Hoffnung weiterzukommen. Den eintönigen Rest Arbeit habe ich zu „Meditation“ gemacht, auf Empfehlung des Guru, dem ich damit auch Anteil an meinem Alltag gab. Ich gab ihm Macht über mein Leben, mein Handeln und Produzieren und Anteil an meiner Denkstruktur („opening the gaps to the unknown“). Meine schon vorher bestehende problematische Neigung zur Wirklichkeitsferne, Träumen, zum Vertrauen auf „alles wird gut“, wurde weitergezüchtet und machte aus mir eine verzerrte Maske. Die liebevolle Empfehlung, ganz dem Guru zu vertrauen („Du wirst schon sehen, es passiert“), verlangte Verzicht auf die rationalen Fähigkeiten, auf Kontrolle.

Mein Leiden, meine Verwirrung bewirkten um so größere Therapeuten-Gläubigkeit. Ich erinnere mich an eine Aussage, ganz am Anfang: „Jetzt spielst Du ein Spiel. Afterwards (das heißt nach dem Sannyasin-werden) you play many games.“ Das heißt: Deine jetzige Authentizität, die du jetzt bist, von der löst du dich und wirst auf vielen Lebensebenen mitspielen können. Nicht gesagt hat mir der Therapeut, welche Kosten entstehen würden, unter Umständen Kosten an Identitätsverlust. Ich habe mich angestrengt, die Spiele zu spielen, zum Beispiel durch Imitation anderer, doch das war nicht wirklich ich. Heute sehe ich auch die Armseligkeit und Hohlheit mancher Therapeuten, die sich an Opfern, Hilfesuchenden, selbst aufbauen. Was mich so vereinnahmte und blendete, sehe ich heute als das Greifen nach bloßen Wirklichkeitsausschnitten, die immer weiter ausgebaut werden, wie zum Beispiel der Zugang zum magischen Denken, durch den nur eine Fähigkeit einseitig gefördert wird.

Wie ich die Mala losgeworden bin? Ich stand auf der Treppe oben, ein seltener Moment eines Morgens. Meine Schwester hatte mich am Abend besucht, sie blieb mir treu. Ich hatte die Herzensnähe einer Schwester erlebt, die nichts, keine Macht der Welt, zwischen uns kommen ließ, die mich kennt. Ihre Liebeskraft konnte nicht mit dem intensiven Erleben des totalen sich Verausgabens konkurrieren, das mich unvorsichtig machte, unkritisch, das mein emotionales, spontanes Agierbedürfnis einseitig aufbaute

und gleichzeitig mein Wahrnehmungsvermögen verkürzte. Aber an dem Morgen habe ich mich selbst gefühlt, mich als stark, als kraftvoll, als lebendig wahrgenommen. Ist diese Mala Teil von mir? In einem inneren Bild schlüpfte die Mala fort über meinen Kopf. Ein viertel, ein halbes Jahr lang lag sie im Schreibtisch – ich war vorsichtig. Hatte ich doch geglaubt, für alle Ewigkeit verloren zu sein, wenn ich nicht mein weiteres Leben über als Sannyasin reifen dürfte.

Dann wäre die Mala mir das Porto zum Zurückschicken nicht wert gewesen. Verbrennen? Ich wollte aus etwas Abgelegtem keinen Kult machen. Der ekstatische Tanz, ja der fehlte mir ... Was geschah sonst? Aufatmen? Erleichterung. Geblieben ist das bittere Gefühl, verseucht zu sein. In der Begegnung mit einem Pfarrer, dem Weltanschauungsbeauftragten der evangelischen Kirche, hörte ich: Du bist nicht allein. Mich quälte dieses grauenhafte Unwissen: Was ist los mit mir? Was ist dieses Verhaftetsein in einer Sekte? Was ist das, was da hängt und klebt an mir? Dieses: Freiwillig habe ich meinen Geist, meinen Leib, meine Seele in etwas hineingegeben, was ich nicht durchschaue. Warum mußte ich da hineinstrudeln? Wer bin ich wirklich? Wo finde ich mich wieder? Was ist Realität? Ich habe diese Gedanken, die in mein Weltbild paßten, zu meinen eigenen gemacht. Und jetzt weiß ich zwar, ich will dieses Gedankengebilde nicht mehr. Aber ich bin es irgendwo doch geworden.

Vor dem Besuch bei dem Weltanschauungsbeauftragten hatte ich wahnsinnige Angst. Ich dachte, nun machen sie mit mir auch noch eine Teufelsaustreibung, und dabei verkrafte ich nicht mal meinen Alltag. Ich sagte, ich hätte doch keine Kraft, das dürfe man doch nicht mit mir machen. Doch dann war mir, als begrüße mich in ihm und als begegne mir in ihm der lebendige Christus. War es die Art, mich wahrzunehmen? War es das Gefühl von Fülle im Gespräch, das so gefüllt war, daß diese alten Gedankenkreise, in denen sich mein Gehirn wie in einer Mühle bewegte, keinen Raum bekamen? Ich empfand Freude am Dasein im gleichzeitigen Wissen um Tiefe, Leid und Schicksal, und ich empfand Freude an mir als Geschöpf. Was in diesem Gespräch zwischen uns war, hinterließ im Verlassen der Tür, im Verlassen des Hauses das Gefühl, die Gewißheit, dem lebendigen Jesus begegnet zu sein. Auf der Rückreise haderte ich mit Jesus: „Du darfst mich nicht mehr verlassen.“ Ich erhielt die Antwort: „Ich bin es nicht, der weggeht.“

Und jetzt? Die anderen Menschen haben diese Höhen und Tiefen, die Oregonflüge, das Kindwerdendürfen als Erwachsener, nicht mitgemacht. Sie sind irgendwo unschuldig. Ich will „normal“ sein und passe doch nicht. Das „Rot“, drei Jahre lang, es kommt mir vor wie eine Kugel im Bauch, innerlich in mir drin. Ich kann nicht mehr wie die anderen und kann und darf meine Vergangenheit doch nicht leugnen, die niemand versteht. Mit all meinem Wollen habe ich mein Denken der Denkart der Sekte ausgeliefert, gerade meine tiefsten Nöte und seelischen Wunden habe ich dieser Sekte gebracht. Ihre Lebensrezepte, Ekstase, Lachen, Sex, befohlene Lebensfreude, habe ich heute als grausame Lebensverkürzung erkannt, so daß ich noch lange die Schwierigkeit vor mir sehe, mich zu fassen, mich zu finden. Dieses Los-Schreiben ist mir Geschenk.

Drei Jahre Ernüchterung liegen bereits zwischen meinem Ausstieg und der heutigen Situation. All die Jahre haben meine Eltern liebend mitgetragen, für meine Kinder gesorgt, sie gekleidet. Sie sind mir und meinen Kindern Brücke gewesen zum Leben „draußen“ und sind – unwissend – mit ausgelaut. „Deine Arbeit ist Deine Meditation“ hat mein „Meister“ mir eingetrichtert in seiner lächelnden Liebe. Wie muß ich um eine vernünftige Einstellung zur Arbeit ringen! Ich kann kein vor Glück wirbelnder

Wirbelsturm sein, von früh bis in die Nacht. Wieviel von meiner eingetrichterten Hörigkeit habe ich ungefiltert in meine heutige Glaubenspraxis übernommen?

Das Leben ist nicht totaler Rausch. Ich will mehr suchen, als das Jetzt trägt und bietet, in der Nachfolge Jesu, der für mich, für uns litt. Ein Teil davon ist dieses Schreiben, Versuch der Strukturierung und Durchdringung, in mühsam winzigen Etappen. Es gibt eine Chance durch diese Hilfe (den Leser, das Rekapitulieren), durch duldende, selbstlose, bescheiden führende Hilfe. Ich finde Jesus im Wort, in der Verkündigung, in seiner Gemeinde. Ich denke an Paulus, der mir im Lesen Bruder ist, der vor mir war. Um weiteres weiß ich noch nicht. Da ist mein verworrenes Inneres, das Ernstnehmen des Wortes hilft meinen Gedanken zur Klärung. Ich will versuchen, in den mir beschiedenen Grenzen, auch den Behinderungen, weiterzugehen und die Vorläufigkeit unseres irdischen Lebens anzunehmen. Ich will versuchen, Leid zu verstehen und durch das Verstehen aufzuheben oder zumindest zu mildern. Ich will auf der Basis individueller Wahrheit wirken.

Wo stehe ich jetzt als Mittdreißigerin?

Jesus hat seinen eigenen Weg mit mir.

Ein brieflicher Nachtrag nach dem Lesen des fertigen Berichts:

Schwere Traurigkeit legt sich nach der „distanzierten“ Lektüre über mich, angesichts des geschriebenen Schicksals, das ich doch mit allen Fasern bin. Was mein gelebtes Leben ausmacht, liegt schwarz auf weiß geschrieben vor mir. Was geschieht damit? Welche Finger, welche Gehirne werden sich darüber zerreißen? So vieles ist unbearbeitet, nicht aufgearbeitet. Ich möchte, daß das Schreiben anderen hilft, sich in ihrer und unser aller Zeit zu orientieren, sich zu finden. All dies war für mich Wahrheit, erlebte Wahrheit.

Wenn ich den Bericht geschrieben vor mir sehe, denke ich, daß dies ein Leben wie das vieler einzelner ist, in all seinen Phasen und in seinem Werden. Ich denke, daß Gott mir dank der langen Dunkelheiten meines Leidens die Kraft schenkte, dies zu schreiben und mitzuteilen.

Seien Sie herzlich begrüßt

Ihre Dora Helling

Gottfried Küenzlen

Die rote Utopie – Der Weg nach innen – im Banne des Guru

Der hier vorgelegte Bericht spricht für sich und er soll für sich sprechen. Er bedarf keines „Kommentars“. Aber er umfaßt Stufen eines Lebenslaufes, wie er kennzeichnend ist für so viele andere in den vergangenen 20 Jahren unserer bundesrepublikanischen Gesellschaft.

Ganz sicher: Jedes Leben hat seine eigene, nur ihm gegebene, unverwechselbare Prägung und ist nicht austauschbar. Es gilt auch vorweg dem inzwischen verbreiteten Klischee zu wehren, als ob unser Lebensgeschick nur von „der“ Gesellschaft bestimmt sei; daß also die strukturellen Bedingungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit allein und zuletzt es seien, die darüber befinden, was aus unserem Leben wird. Ganz sicher gilt aber auch: Unser Leben bildet sich *inmitten* der uns umgebenden sozialen und kulturellen Verhältnisse, wird von ihnen vielfach geprägt und in den Stufen seiner Entwicklung entscheidend bestimmt. Doch auch hier sind es eben nicht nur die sozialen, strukturellen Befindlichkeiten der Gesellschaft, die bestimmend einwirken. Wir sind hineingestellt auch in geistige Strömungen und Mächte, in Botschaften, Parolen und Lebensverheißungen, in Glaubensangebote und Heilsversprechen, die, gerade weil sie unser Inneres berühren, unser Lebensgeschick prägen. Dies insbesondere macht der vorgelegte Bericht deutlich. So unverwechselbar der bisherige Verlauf dieser Lebensgeschichte ganz sicher ist, fixiert er doch fast mit Brennglasschärfe geistige Strömungen und Mächte, in die wir alle in den vergangenen zwei Jahrzehnten bis heute hineingestellt waren und sind; und die alle zu ihrem Teil bestimmende Macht auf uns ausüben. Davon handeln die folgenden, skizzenhaften und fragmentarischen, Bemerkungen.

Die rote Utopie

Die „68er-Bewegung“: sie war mehr als nur ein politischer Vorgang; sie war die existentielle Revolte einer Jugend, die – wie viele Jugendgenerationen vor ihr – aus dem Gehäuse der von der „Vätergeneration“ erbauten Welt ausbrechen wollte.

Zum besonderen bundesrepublikanischen Kontext der „Studentenrevolte“ gehörte es, daß die Zeit des Wiederaufbaus als die Zeit der unmittelbaren Daseinsfürsorge zu Beginn der sechziger Jahre an ihr Ende gekommen war. Fragen nach dem Wohin und Wozu dieser Gesellschaft, die in der Zeit des Wiederaufbaus zwar nicht einfach verschwunden, aber im Bewußtsein breiter Schichten eher in den Hintergrund getreten waren, meldeten sich verstärkt, als nunmehr der Zwang zur unmittelbaren Sicherung des Daseins mehr und mehr wegfiel. Die „skeptische Generation“ (Helmut Schelsky) der Nachkriegsjahre, die von einer deutlichen Abstinenz gegenüber Weltanschauungskonzepten und gar Ideologien geprägt war, wurde abgelöst von einer – vor allem studentischen – Jugend, die die überlieferten Werthaltungen und Legitimationen hinterfragte und schließlich hinter sich lassen wollte. Dazu trat, daß die Revolte im Selbstbewußtsein vieler ihrer Anhänger als Abrechnung mit dem geistigen und moralischen Versagen der „Vätergeneration“ galt. Das Grundgefühl, nunmehr erst die Generation zu sein, die wirklich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit brach, war prägendes Motiv und Pathos der Studentenbewegung. „Antiautoritär“ mußte man ja auch deshalb sein, weil die Autorität

der „Väter“ in der Wahrnehmung eines Teils der jungen Generation ihre Legitimität im Versagen gegenüber dem Nationalsozialismus schon längst verloren hatte. Auch gehörte man nunmehr einer Generation an, die aufgewachsen war mit den Verheißungen der *Demokratie*; im Bewußtsein also aufwuchs, im Bündnis mit den Vereinigten Staaten, zur Welt des nicht nur politisch, sondern auch moralisch Guten zu gehören. Der Vietnamkrieg markierte hier einen elementaren Bruch: er geriet, im Bewußtsein eines Teils dieser Generation, zum Symbol der Entzauberung der geistig-moralischen Verheißungen des Westens. Die Revolte war geboren auch aus dem Enttäuschungserlebnis des Vietnamkriegs; das heißt, aus der Enttäuschung darüber, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, die Garant des politischen und moralisch Guten in der Welt, die Verkünder und Träger der Idee des Westens: der Freiheit waren, sich schließlich auch nur als eine Weltmacht darboten, die ihre Großmachtinteressen, wenn nötig mit unverhüllter Militärgewalt durchsetzten.

So wurden bisher unbefragte politische und eben auch geistige Plausibilitäten unsicher. Die „Vätergeneration“ als leitendes Vorbild fiel weg. Die Zeitlage wurde vielfältig als Bruch erfahren. Der Ruf nach neuen Deutungen, die dem Gegenwärtigen Sinnhaftigkeit verleihen und Handlungsorientierungen anbieten sollten, wurde dringend. Dazu traten in den sechziger Jahren die humanen Folgekosten der sich dynamisch entwickelnden Industriegesellschaft, gegenüber den eher „heimeligen“ fünfziger Jahren, stärker hervor. So z. B. die Anonymisierungsprozesse, erfahren etwa in den inzwischen überfüllten Hochschulen.

„Dann fiel mir das kommunistische Rot der Studentenvertreter auf. In deren Schreien war für mich Persönliches. Massenversammlungen, Demonstrationen, natürlich gegen ‚Unrecht‘. Natürlich mußte man sich aus moralischen Gründen beteiligen. ... ich spürte, daß da ein Funke war, daß da etwas brannte. So fand mein Unbehagen den roten Weltverbesserungskanal der 68er.“ – Diese Sätze von Frau Helling weisen schlaglichtartig auf, was damals für viele galt: das „Unbehagen“, geboren aus Gründen der privaten Biographie und aus den Brüchen der kulturellen und geistigen Zeitlage, suchte sich Ausweg, Ziel und neue Geborgenheit in der „Bewegung“. Und es war die marxistische Gesellschafts- und Geschichtsauffassung, in freilich eigener Prägung, die dieser Bewegung das Fundament lieferte. Sie verhiess eine umfassende Deutung der Zeitlage und ihrer Brüche, versprach Ziele, verwies auf neue Ufer und bot Lebenssinn. Es war die Faszination der neumarxistischen Lehre, die es bis in die existentiellen Innenlagen der Betroffenen hineinzuinterpretieren gilt, daß sich die revoltierenden Studenten als Vorkämpfer des „Reiches der Freiheit“, der universalen „befriedeten Gesellschaft“ (Herbert Marcuse) wissen konnten. Es war der Glaube, das universale menschliche Glück durch politisches Handeln heraufzuführen zu können. Die Chance dazu war *jetzt* gegeben. Liest man heute die Flugblätter, Programme, Manifeste, die Reden der damaligen „Neuen Linken“, bricht immer wieder dieser optimistische Grundton durch: *wir* haben es in den Händen.

Der Weg nach innen

„Die Angst vor dem Amok-Absurd ließ schließlich mein Inneres ins Blickfeld rücken; ich machte eine Kehrtwendung ins Innere. ‚Tu was für dich. Fang bei dir selbst an. Ändere dich, nicht die Welt.‘“ – Was war diese Angst vor dem „Amok-Absurd“? Es war die Erfahrung, daß der messianistische Anspruch, Beweger der Weltgeschichte hin zu universaler Freiheit und universalem Glück zu sein, mit der Realität nicht mehr in

Übereinstimmung zu bringen war. When prophecy fails! Die Bewegung zerfiel; die Hoffnungen trogen; der Weg führte in die kommunistische Kaderbildung, in den Drogenkonsum, für wenige – nun wahrlich Amok-Absurd – in den Terrorismus, aber auch zurück in die bürgerliche „Normalität“; für viele begann nun der Weg nach innen, begann eine Reise in die eigene Seele. Es ist kein Zufall, daß der Psychoboom zu Beginn der siebziger Jahre kräftig einsetzte, als die politisch-messianistischen Blühträume welkten.

Es ist auch hier nicht die Aufgabe, die im vorliegenden Bericht beschriebenen Erfahrungen zu deuten oder eifertig zu beurteilen. Auch hier mag der Bericht für sich sprechen. Auch geht es nicht darum, die Antriebe und die Arbeit von Therapeuten und Seelenärzten vorschnell zu verdächtigen, gar zu verurteilen.

Doch es ist – in summarischem Abriß – von den Orientierungen dieser sich in den siebziger Jahren formierenden Psychokultur zu sprechen, die eben auch zu den geistigen Strömungen und Mächten der Zeit gehören und – auch dieses macht unser Bericht deutlich – lebensbestimmende Wirkung ausübten. Diese Psychokultur war im Wesentlichen geprägt von den Strömungen der Humanistischen Psychologie. (Ausführlicher dazu: G. Küenzlen, Psychoboom und Weltanschauung. Der Glaube der Humanistischen Psychologie. In: Materialdienst der EZW 3/1985. – H. Hemminger, Der alternative Psychomarkt. Ein Überblick. In: Materialdienst der EZW 8/1986.) Diese Humanistische Psychologie, sich als „Neue Psychologie“ verstehend, drängte von ihren Anfängen an über den ärztlich-professionellen Rahmen hinaus und verstand und versteht sich als Sinn- und Orientierungsangebot. Weltanschauung und Weltauslegung sind ihr inhärent und bestimmen ausgesprochen oder untergründig das Denken, Handeln und Fühlen der jeweiligen Therapeuten, Psychologen und Berater – und schließlich eben auch ihrer Klienten. Es geht um Vermittlung von „Wahrheit“ über das Leben und nicht um begrenzte Therapie.

Ein Hauptelement dieser „Wahrheit“ über das Leben, sich in den verschiedensten Strömungen der Humanistischen Psychologie findend, ist ein *radikaler Subjektivismus*. Dies meint: Der Sinn allen Geschehens liegt zuerst und zuletzt in Dir selbst. Wachstum und Verwirklichung des eigenen Selbst rücken ins Zentrum. Von hier ist der Schritt nicht weit dahin, wo Mitmensch und Mitwelt nur Material sind zur eigenen Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung. „Do your own thing“ – das ist die Maxime, die sich als Hauptorientierung der „Neuen Philosophie“ durchgesetzt hat – auch wenn wichtige Vertreter der Humanistischen Psychologie von anderen Antrieben ausgingen. „Do your own thing“ – wo dies die lebensbestimmende Parole ist, wird Verantwortung zur Verantwortung allein für sich selbst, der Mitmensch zum bloßen Spiegel der eigenen Selbsterfahrung.

Dieser radikale Subjektivismus der Psychokultur, dieser „Ego-trip“, von nicht wenigen Gurus der Psychoszene als Wahrheit über den Menschen verkündet, übte und übt weiterhin seine Faszination aus. Das ist auch erklär- und verstehbar – gerade auf dem Hintergrund unserer kulturellen Zeitlage. Denn so heißt das *Sinnangebot der Psychokultur*: Wo die Welt um Dich her so problematisiert und in ihrem äußeren und inneren Gefüge so zerfallen ist wie gegenwärtig, wo der Weltenlauf in sich keinen Sinn erkennen läßt, wo die politischen Gestaltungsanstrengungen immer nur in neuen Enttäuschungserfahrungen enden, wo die Angst vor absolut unsicher gewordener Zukunft das Ergebnis gegenwärtiger Weltlage ist, da heißt die Antwort der Psychokultur: Der Sinn liegt tief in Dir selbst. Wenn auch die Welt um Dich her sich nicht verändern läßt und die Fortschrittsträume verwelken: Du kannst Dich verändern. Du kannst Dich

entwickeln und wachsen. Du mußt nicht versteinern in der Sachgesetzlichkeit der Welt, es gibt den „trip“ heraus; ja Du kannst – uralter Traum der Menschheit – ein „Neuer Mensch“ werden. Dazu kommt: Wo in gegenwärtiger gesellschaftlicher Lage die Räume und Chancen, seelische Lasten loszuwerden, sich zunehmend verflüchtigen, nicht zuletzt auch durch den Rückgang der Bindungskraft der Kirchen – da stehen die *neuen Beichtväter* bereit: die Therapeuten der Psychoszene.

So also hat die Psychokultur eine durchaus *religiöse* Dimension. Dazu tritt die bergende Kraft der „Gruppe“. Sie bietet sich an als „Wärmestube“ in einer von eiskaltem Funktionalismus bestimmten Welt. In der Gruppe bekamen „mein Ich, meine Seele ... ihr Recht, ihre Zeit, ihren Raum“ (Helling).

Doch freilich lebt es sich auch gefährlich im Banne der Psychokultur. „Es hat mich in die Gruppe gesogen ... Die Gruppe ist mein Partner geworden ... Viele Wochenenden habe ich meine zwei kleinen Kinder allein gelassen, weil es ja meinetwegen sein mußte. Ich war ‚Gruppenfreak‘ geworden. In Gruppen fühlte ich mich zu Hause ... Mein Alltag war dadurch ausgehöhlt, gemessen am Gruppenerlebnis konnte er nicht mithalten“ (Helling). Wenn gelebtes Leben nur noch in der „Gruppe“ möglich und erfahrbar wird, die Alltagsrealität dagegen schal und nur defizitär erscheint, wird schnell die Gruppe zur Droge, der „Psychotrip“ zur Sucht. Und die vielen Angebote des Psychomarktes fördern denn ja auch dieses Flucht- und Suchtverhalten; Angebote, die oft in erbärmlichsten Ausprägungen nur noch ihr kommerzielles Geschäft mit der Seele betreiben; die Glück versprechen und Psychodrogen bieten. (Damit freilich sollen die seriösen Vertreter des Therapiemarktes nicht im gleichen Atemzug genannt werden.)

Hier ist dann auch zu reden von der *Macht der Therapeuten*. Sicher: jedes ärztliche, jedes beratende, auch jedes seelsorgerliche Handeln bedeutet immer auch Macht über Menschen. Doch in kulturell gesicherten Zeiten ist diese Machtausübung eingebettet, begrenzt und verantwortet im Ethos des Berufes. Das Ethos des Arztes, das Ethos des Pfarrers – sie waren und sind doch noch, zumindest aufs kulturelle Ganze gesehen, verlässliche Größen. Wie steht es mit dem Ethos einer frei vagabundierenden Therapeutenszene? Welches sind die Werthaltungen, die inneren Orientierungen des therapeutischen Handelns? Ganz sicher: Hier gibt es viel humanes Bemühen um Linderung seelischen Leids; ganz sicher aber auch: die Psychoszene ist durchsetzt von Scharlatanen, die das seelische Leid derer, die um Hilfe suchen, ausbeuten. Wo die Macht der Therapeuten über die ihnen Anvertrauten nicht aufgehoben und begrenzt ist in einem verpflichtenden, normativen Ethos, sind den Ausbeutern seelischen Leids keine Grenzen gesetzt. (Wobei die Frage nach den staatlichen Zulassungsbedingungen zum Therapeutenberuf einmal ganz beiseite gesetzt bleibt.) Erschreckend denn auch die Berichte, die inzwischen von Betroffenen vorliegen, die sich ihre traumatischen Therapieerfahrungen von der Seele geschrieben haben, bestürzend das Maß auch moralischer Verkommenheit, das sich in der Psychoszene als therapeutisches Handeln ausgibt.

Die Macht der Therapeuten: Sie reicht, gerade weil es um Fragen der Seele geht, ins Zentrum der Person; sie wird elementar gerade dort, wo es um die Vermittlung, ja Verkündigung von Wahrheit über das Leben geht; wo der Therapeut nicht begrenzte Therapie betreibt, sondern zum säkularen Priester wird.

Im Banne des Guru

Viel ist in den vergangenen Jahren über die sogenannten „Jugendsekten“ (oder auch: „Jugendreligionen“) geredet und geschrieben worden. Dabei standen die Beschwörung ihrer Gefahren, die Beschreibung ihrer ausbeuterischen Methoden, die Untersuchung ihrer totalitären Organisationen, kurz: der destruktive Charakter dieser „Jugendsekten“ im Vordergrund. Darüber die Öffentlichkeit nachdrücklich zu informieren und aufzuklären, war angesichts der Realität mancher dieser Gruppen und ihrer Praxis durchaus angebracht – wenngleich dies nicht immer frei von Sensationslüsternheit geschah, vor allem wenn bestimmte Medien sich des Themas bemächtigten. Viel weniger ist aber darüber nachgedacht worden, warum denn immer wieder junge Menschen (darunter auch gar nicht mehr so sehr junge) in den Bannkreis dieser „Jugendsekten“ gerieten. Was also waren und sind denn die inneren Antriebe, die in diese Gruppen hineinführen? Was sind deren Versprechen? Was sichert ihnen Faszination?

Der Lebensbericht Dora Hellings erzählt einiges darüber. Vom „Psychotrip“ hinein in die Sekte; jenes ewig lächelnden indischen Guru Mohan Rajneesh, den sie den „Bhagwan“ nannten, führte sie ihr Weg. Das ist nicht zufällig. Viele, die zu „Bhagwan“ fanden, hatten die verschiedenen Angebote des Psychomarktes, von „Gestalt-“ bis zur „Urschreitherapie“ schon hinter sich. Die in der Psychokultur angelernten Orientierungen sollten in der Sekte des Psycho-Guru endlich rein und unverfälscht gelebt werden können und ihre Vollendung finden. „... Ich wollte mich direkt vom Leben führen lassen, immer dahin, wo es gerade stimmt. Das Stimmen, das Lebendige, das suchte ich da, wo ich handeln und machen kann, daß alles andere lebendig wird ... Diese Haltung war zu meiner eigentlichen Wirklichkeit geworden. Und sie fand einen neuen Boden in der Gruppe jener tiefrot Gekleideten, mit einer Holzkette, die alle so nett waren.“

Noch einmal: Dora Hellings Bericht steht für viele ähnlich verlaufene Lebensgeschichten. Aus der Psycho-Szene rekrutierte sich ein Großteil der Klientel jener Sekte des Inders Rajneesh, der – neben Charisma – auch ein hochentwickeltes Gespür für die vagabundierenden Sehnsüchte vieler junger Westler hatte. Das „authentische“ unkonditionierte Leben, das „Immer-gut-Draufsein“, das Aufgehen im „Hier und Jetzt“, das Lebenkönnen ohne das Gepäck der Vergangenheit, auch der Vergangenheit der eigenen Lebensgeschichte, und ohne die Ängste vor der ungewissen Zukunft: das war die Faszination des Bhagwan-Kultes.

Auf der Suche nach dem eigenen Ich – so begann der Weg in die Psychokultur. Auflösung des Ich, Zertrümmern des „Ego“, Entgrenzung der Person hinein in die universale kosmische Harmonie – das war die paradoxe „Lösung“ der Ich-Problematik durch die Bhagwan-Botschaft, begierig aufgenommen von denen, die aus den Verstrickungen ihres eigenen Ich nicht anders mehr herausfanden. Wo freilich die Ich-Auflösung, die Entgrenzung der Person programmatisch-spirituelles Ziel ist, da wächst die Abhängigkeit vom Kult, wächst der inner-seelische Einfluß des „Meisters“; so ist es nur konsequent, daß auch die einfachsten Alltagsverrichtungen zur „Meditation“ erklärt werden, „auf Empfehlung des Guru, dem ich damit Anteil an meinem Alltag gab“.

Dora Helling empfand sich zuletzt als „verseucht“, als zur „verzerrten Maske“ verkommen. Andere mögen ihre „Bhagwan“-Zeit anders erlebt haben und sie auch anders haben beenden können. Doch unbeschädigt kam kaum einer heraus, der sich auf Programm

und Person des „Bhagwan“ eingelassen hatte. Bei Dora Helling – dies sei besonders unterstrichen – waren es Menschen, die da waren, als der pseudo-spirituelle Schleier riß, die Reise in die eigene Seele zum Horrortrip wurde: die Schwester, die Eltern im Hintergrund, der Pfarrer und Weltanschauungsbeauftragte. Nicht das unverbindliche, trügerisch-falsche „love for all“ der Bhagwan-Therapeuten, sondern das fraglose Angenommensein durch Menschen stand am Beginn des neuen Weges.

Schlußbemerkungen

Dieser neue Weg wurde Dora Helling zu einem Weg des Glaubens an Jesus Christus. Keinesfalls wollen wir dieses Bekenntnis am Schluß des Berichtes „hinterfragen“, gar darüber psychologisieren, sondern wollen es so stehen lassen. Wir wissen auch, daß andere diesen Weg so nicht gehen können, sondern in andere Wege hineingeführt werden. Auch ist der Weg dieses Lebens, von dem hier berichtet wurde, ja nicht abgeschlossen, die Wunden der Vergangenheit sind noch nicht verheilt, – aber es ist ein Weg, den weiterzugehen sich lohnt.

Denn der Glaube führt ja gerade nicht weg von den Realitäten des Lebens, sondern in sie hinein, will dort Bewährung und Erfüllung finden. Der Psychotrip und gar die „Bhagwan“-Botschaft versprochen unverstelltes Leben. Am Ende stand grausamste Lebensverkürzung. Das „Ganz entspannt im Hier und Jetzt“, das „Immer-gut Draufsein“ – das mögen verführerische Sirenenklänge sein – vor der Wirklichkeit des Lebens halten sie nicht stand. Die Bibel redet hier anders vom Leben: sie weiß ganz sicher von Freude und Lachen, weiß aber auch, daß Tränen, Leid und Tod und auch Schuld zum menschlichen Leben gehören. Sie zeichnet ein realistisches Bild von der Fülle der menschlichen Existenz.

Rote Utopie – Psychotrip – Bhagwan: sie stehen für geistige Strömungen und Mächte, die in den vergangenen 20 Jahren für viele lebensbestimmend wurden.

Welche Heilsversprechen es in Zukunft sein werden, die Macht über die Menschen erlangen, wissen wir nicht. Die Veraltungsgeschwindigkeit auf dem Markt der Weltanschauungen und religiösen Angebote nimmt ja doch rapide zu. Die selbsternannten Propheten, Gurus und Sinnstifter von heute können morgen schon vergessen sein. Der „Bhagwan“-Kult kann auch dafür ein Beispiel sein. Doch wird – so weit wir zu sehen vermögen – der Markt der Weltanschauungen und Religionen weiter blühen, mit neuen Namen und neuen Heilsversprechen. So werden Kirchen und Christenheit es lernen müssen, in den geistigen Strömungen und Mächten der Zeit auch Anfragen und Herausforderungen an sich selbst zu sehen. Sie werden vor allem in all den gegenwärtig so mächtig aufkommenden Strömungen „vagabundierender Religiosität“ die religiöse Sehnsucht vieler erkennen und als Frage an sich selbst ernst nehmen müssen. Kirche und Christenheit werden aber auch neu lernen müssen, die „Geister zu scheiden“. Die Kirche zecht auf fremden Beutel, wo sie säkular-politische Heilslehren oder auch neu-spirituelle Bewegungen schnell vereinnahmen wollte, um sich damit „Aktualität“ zu sichern.

Was wir aber auch sagen können: wenn nicht viele Anzeichen trügen, wird die Orientierungskrise zunehmen: wo die Geborgenheit überlieferter Traditionen mehr und mehr wegfällt, die Bindungskraft des christlichen Glaubens zunehmend für viele schwindet, wo aber gleichzeitig bislang mächtige säkulare Selbstgewißheiten (so vor allem der säkulare Fortschrittsglaube) zerfallen, hat dies krisenhafte Bedeutung für das Denken, Handeln und Fühlen. Der Orientierungsbedarf, der Ruf nach Sinnstiftern nimmt zu. Es wird viel darauf ankommen, wie Kirchen und Christenheit sich darauf einstellen. Sie können sich selbstgenügsam, gar selbstzufrieden einrichten im eigenen Ghetto, unerreichbar für die religiöse Sehnsucht der vielen Suchenden und Umgetriebenen. Sie können sich aber auch verlieren, wo sie meinen, daß in allem, was an neuer Religiosität und Spiritualität aufkommt, das Wasser sprudelt, das sie auf ihre kirchlichen Mühlen leiten könnten. Es gilt, als Kirche die eigene Kontur zu bewahren; ohne ängstliche Abgrenzung, aber mit dem Mut zur eigenen Sache.

(S. 19 ganzseitige Werbung; die Redaktion.)

Dora Helling; Pseudonym

Gottfried Küenzlen, geb. 1945 in Calw, ist Pfarrer der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und seit 1982 Referent an der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen. Nach dem Studium von Theologie, Soziologie und Philosophie und nach seiner Vikariatszeit war er von 1974-1979 Gemeindepfarrer in Hopfau / Dürrenmettstetten (Schwarzwald). Danach wurde er beurlaubt auf die Stelle eines Hochschulassistenten am Soziologischen Seminar der Universität Tübingen. 1979 Promotion. Buchveröffentlichung: „Die Religionssoziologie Max Webers“, Berlin 1981. Seine Hauptarbeitsgebiete bei der EZW sind: Ideologien, Jugendfragen, Alternativkultur und Zusammenhang von Religion und Gesellschaft.